Kapitel 1

Der Flügel

Der Flügel stand im Salon, und der Salon war das Wort meiner Mutter für ein Zimmer, in dem niemand saß.

Ein Bechstein, schwarz, mit einem Deckel, der immer geschlossen war, außer wenn Gäste kamen. Dann wurde er geöffnet, und jemand spielte Chopin, meistens meine Mutter, manchmal eine Frau, die man dafür bezahlte. Die Gäste standen mit ihren Gläsern im Halbkreis und nickten im Takt, und mein Vater stand etwas abseits an der Tür zur Bibliothek und sah zu, wie die Leute zu seinem Flügel nickten. Ich glaube, das war das Einzige, wofür er den Flügel gebraucht hat.

Wir wohnten in Mokotów, in einer Villa mit einem Garten, in dem ein Mann namens Pan Zbyszek dreimal die Woche den Rasen schnitt und einmal die Woche die Hecke. Mein Vater war Deutscher, meine Mutter war Deutsche, ich war Deutscher, und wir lebten in Warschau, weil mein Vater dort etwas leitete, das Niederlassung hieß und sehr viel Geld machte. Zu Hause sprachen wir Deutsch. Draußen sprach ich Polnisch, besser als meine Eltern, besser als sie je lernen würden, und ich merkte früh, dass ich damit zwischen zwei Räumen hin- und hergehen konnte, in die jeweils nur ich hineinkam. Das war mein erstes Besitztum. Es war das Einzige, das mir niemand gegeben hatte.

Alles andere war gegeben. Ich sage das nicht als Vorwurf. Ich hatte ein Zimmer mit Blick auf den Garten, ich hatte Bücher, ich hatte ein Fahrrad, das jedes zweite Jahr durch ein größeres ersetzt wurde, ich hatte eine Schule, auf der die Kinder von Botschaftern und Vorständen saßen und in drei Sprachen über ihre Ferien sprachen. Ich hatte Klavierunterricht, Dienstag und Donnerstag, bei einem Herrn Wollny, der nach Pfefferminz roch und mir mit einem Bleistift auf die Finger tippte, wenn ich zu schnell wurde. Ich wurde oft zu schnell. Ich wollte hören, wie es klingt, wenn man die Noten nicht mehr liest, sondern

einfach spielt. Herr Wollny sagte, das sei kein Spielen, das sei Lärm. Meine Mutter sagte, Herr Wollny habe Recht.

Mit dreizehn fand ich die Gitarre.

Sie gehörte Pan Zbyszek. Er hatte sie im Geräteschuppen hinter dem Rasenmäher stehen, in einem Stoffbeutel, und an Tagen, an denen meine Eltern nicht da waren – das waren viele Tage –, holte er sie heraus, setzte sich auf die umgedrehte Schubkarre und spielte. Nicht gut. Er kannte fünf oder sechs Griffe, und einer davon klang immer, als würde er sich entschuldigen. Aber er sang dazu. Alte Lieder, Lieder aus dem Dorf, aus dem er kam, von Flüssen und Mädchen und einem Pferd, das jemand verkauft hatte und das jede Nacht zurückkam. Er sang mit geschlossenen Augen, und wenn er sich verspielte, lachte er, kurz, durch die Nase, und spielte weiter.

Ich stand am Schuppen und hörte zu. Ich war dreizehn und hatte noch nie gehört, dass jemand Musik machte, ohne dass jemand anderes zuschaute.

Irgendwann drehte er sich um. Er fragte, ob ich spielen könne. Ich sagte, Klavier. Er sagte, das sei etwas anderes, und hielt mir die Gitarre hin. Ich wusste nicht, wie man sie hält. Er zeigte es mir. Dann drückte er meine Finger auf die Saiten, einen nach dem anderen, bis es einen Griff ergab, und sagte: „Das ist E-Moll. Damit kannst du alles Traurige spielen, was es gibt." Dann einen zweiten, A-Moll. Dann einen dritten, D. „Mit dreien kommst du durchs Leben", sagte er. „Mit dem vierten wirst du reich, aber den zeige ich dir nicht." Er lachte. Ich wusste nicht, dass das ein Witz war. Heute weiß ich, dass es keiner war.

Das ist die einzige Lehrstunde meines Lebens, an die ich mich ganz erinnere. Nicht an die Noten. An seine Finger auf meinen.

Ich übte im Schuppen. Ich übte im Garten hinter der Hecke, wo man mich vom Haus aus nicht sah. Ich übte nachts im Zimmer mit einem Handtuch über den Saiten, damit es leiser wurde. Ich lernte den vierten Griff allein, und den fünften, und ich lernte, dass man mit drei Akkorden ein Lied schreiben kann, wenn man etwas hat, worüber man schreiben will. Ich hatte nichts, worüber ich schreiben wollte, also schrieb ich über alles. Über den Rasen. Über Herrn Wollnys Bleistift. Über die Mädchen aus der Schule, die mich anschauten, als sei ich ein Zimmer, das sie noch nicht besichtigt hatten. Es waren schlechte Lieder. Ich kann sie heute noch alle. Keines der Lieder, die ich später für Millionen geschrieben habe, kann ich noch ganz.

Meine Mutter fand die Gitarre, als ich fünfzehn war. Sie stand in meinem Zimmer, ich hatte vergessen, sie zu verstecken. Meine Mutter nahm sie nicht in die Hand. Sie sah sie an wie etwas, das jemand aus Versehen hereingetragen hatte, ein Werkzeug, einen Eimer. „Woher hast du das?“, fragte sie. Ich sagte, von Pan Zbyszek. Zwei Wochen später schnitt ein anderer Mann den Rasen.

Ich habe Pan Zbyszek nie wiedergesehen. Ich habe nie gefragt, was aus ihm geworden ist. Ich war fünfzehn und glaubte, dass Menschen, die man wegschickt, einfach woanders weitermachen. Das ist der erste Satz in diesem Buch, für den ich mich schäme. Es wird nicht der letzte sein.

Die Gitarre durfte ich behalten. Meine Eltern waren keine Monster, verstehen Sie das bitte. Sie hatten nur einen Plan. Der Plan sah vor, dass ich in Deutschland studieren würde, Wirtschaft oder Jura, dass ich danach in die Niederlassung käme oder in eine andere Niederlassung oder in die Zentrale, dass ich eine Frau heiraten würde, die Deutsch sprach und Polnisch verstand, und dass der Flügel irgendwann in meinem Salon stehen würde, geschlossen, bis Gäste kamen. In diesem Plan war Platz für eine Gitarre. Es gab ein Wort dafür. Das Wort war Hobby.

Mein Vater benutzte es beim Abendessen, als ich sechzehn war und gesagt hatte, dass ich Musiker werden wolle. Er legte das Besteck nicht ab. Er sagte: „Das ist ein schönes Hobby, Leo.“ Meine Mutter sagte: „Dein Vater hat auch Geige gespielt.“ Ich wusste nicht, dass mein Vater Geige gespielt hatte. Ich habe ihn nie gefragt, wann er aufgehört hat und warum. Ich weiß es bis heute nicht. Er ist tot, und die Geige ist irgendwo in einem Haus in Mokotów, das jetzt anderen Leuten gehört, oder sie ist es nicht.

Ich möchte, dass Sie eines verstehen, bevor ich weitererzähle, weil ich es selbst sehr lange nicht verstanden habe. Ich habe in diesem Haus nichts vermisst. Ich habe nicht gehungert, nicht gefroren, ich wurde nicht geschlagen. Ich wurde geliebt, auf die Weise, auf die man etwas liebt, das man geplant hat. Und ich habe trotzdem jeden Tag das Gefühl gehabt, in einem Zimmer zu stehen, in dem alle Türen offen waren und ich durch keine hindurchgehen durfte. Das ist nicht dasselbe wie ein Gefängnis. Es ist schlimmer, weil man es niemandem erklären kann.

Ich habe später einen Mann getroffen, der mir alle Türen geöffnet hat. Jede. Es hat mich nicht freier gemacht. Aber das wusste ich damals nicht.

An dem Abend mit dem Besteck ging ich in mein Zimmer, nahm die Gitarre und spielte E-Moll, so laut, dass man es im Salon hören musste. Niemand kam. Ich spielte, bis meine Finger brannten, und dann saß ich da und sah den Flügel vor mir, obwohl er zwei Stockwerke tiefer stand, schwarz, geschlossen, und ich verstand zum ersten Mal etwas, das ich nicht in Worte fassen konnte und das ich jetzt in Worte fassen werde, weil ich dreißig Jahre Zeit hatte, es zu üben:

Alles, was man mir gab, hatte einen Zweck. Und der Zweck war nicht ich.

Es dauerte noch zwei Jahre, bis ich die Tür fand. Aber von diesem Abend an wusste ich, dass sie existierte.